

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 144.

Samstag, den 24. Juni 1906.

21. Jahrgang

Kleines Feuilleton.

„Richtenhainer Bieranatorium“ war in großen Buchstaben auf einem Blechschilde zu lesen, das der Restaurateur Richter in Dresden über dem Eingange seines noch aus dem Mittelalter stammenden Lokals „Zum Schulgut“ angebracht hatte. Der Dresdener Stadtrat erblickte jedoch in der Errichtung dieses merkwürdigen „Sanatoriums“ einen groben Anstoß und forderte Richter auf, sofort bei Vermeidung einer Geldstrafe das Schild zu entfernen. Richter entfernte aber weder das Schild noch bezahlte er die Geldstrafe. Auf dem Amtsgericht Dresden und später der kgl. Kreisbauhauptschaft, die sich nun mit der Beurteilung des Falles zu befassen hatte, scheint man aber etwas mehr Sinn für Humor besessen zu haben. Man konnte in der Bezeichnung „Bieranatorium“, für die Richter die gleiche Berechtigung wie für die Bezeichnungen „Puppenlinien“ oder „Billardakademie“ beanspruchte, nichts Strafbares entdecken und zwang den Stadtrat, die Strafverfügung zurückzuziehen. Denjenigen, die an der Krankheit des Durstes leiden, wird das „Sanatorium“ nur eine geeignete Gelegenheit bieten, Heilung zu finden.

Eine Erziehung zur Pünktlichkeit soll dem Berliner Schachspieler Harry Walden, dem Schöpfer der Rolle des Prinzen Karl Heinrich in „Alt-Heidelberg“, zuteil werden. Harry Walden ist als leichtfertig bekannt, er bekümmert sich oft genug ebensovienig um seine Kontrakte, wie um den Beginn der Vorstellungen, in denen er aufzutreten soll. Darum hat, nach der „Berl. Zig.“, der dortige Theaterdirektor Palm mit dem sonst reichbegabten Künstler folgenden Vertrag abgeschlossen: Walden erhält monatlich 2000 M. Gage; ferner eine Extrapremie von monatlich 1000 M., wenn er während des ganzen Monats nicht einmal abfällt. Sagt er während des ganzen Jahres nicht einmal ab, dann erhält er noch eine Extrapremie von 3000 M.

Barriere eines „Menschenfahrs“. Die Flucht eines Deftanten im Automobil kam in einer Verhandlung zur Sprache, die vor der neunten Strafkammer des Landgerichts 1 in Berlin stattfand. Wegen Unterschlagung war der 24jährige Kassenbote Max Riedel angeklagt. In dem jungen Mann hatte sich die Idee, Menschenfahrer von Beruf zu werden, entwickelt. Dies scheiterte aber an seiner völligen Mittellosigkeit. Er war in einem Kohlengeschäft unter den Linden als Kassenbote angestellt. Am 10. Mai d. J. sollte er an verschiedenen Stellen Geld einheben. Als er am Nachmittag etwa 10.500 M. beisammen hatte, kehrte er nicht mehr zu der Firma zurück, sondern kaufte sich sofort ein Straßenrennrad, einen Radfahreranzug und verschiedene Schmuckstücke. Er mietete dann in Hundsfeld eine Automobilkutsche und fuhr in der Nacht nach Potsdam. Das Fahrzeug jedoch geriet in den Chauffeegraben. R. und der Chauffeur überließen den Wagen seinem Schicksal und begaben sich in das Wirtshaus in dem nahegelegenen Dörfchen Alt-Geltem. Die in dem Dorfwirtshaus gemachte Zeche betrug ge-

gen 600 M. In Potsdam mietete sich R. ein neues Automobil, in das er vor allen Dingen einen Korb Sekt schaffte. In Gemeinschaft mit zwei ahnungslosen Potsdamern ging es in die weite Welt. In Hannover fand von neuem ein Gelage statt. Schließlich wurde in Berlin telegraphisch angefragt, worauf R. am 14. Mai verhaftet wurde. In seinem Besitze wurden nur noch etwa 7000 M. vorgefunden. R. hatte also in drei Tagen über 3000 M. verjubelt. Der Gerichtshof erkannte auf neun Monate Gefängnis.

Zeugenaussagen. Professor Clapartede von der Genfer Universität wollte jüngst in seinen Vorlesungen zeigen, wie viel oder wie wenig auf gewisse Zeugenaussagen zu geben ist. Gelegentlich eines Maskenfestes holte er sich aus einem öffentlichen Tanzlokal ein verkleidetes und markiertes Individuum, das er in seinen Hörsaal führte. Nachdem der Mann einige Worte gesprochen und einige schon vorher verabredete Handlungen vollbracht hatte, wurde er wieder hinausgeführt, ohne daß irgend einer von den Studenten eine Ahnung davon hatte, daß die ganze Geschichte vorbereitet war, und daß es sich um ein psychologisches Experiment handelte. Einige Tage später forderte der Professor seine Studenten auf, die besonderen Kennzeichen des markierten Mannes anzugeben und die Maske aus einer Anzahl mehr oder minder ähnlicher herauszufinden. Und es geschah, daß drei Viertel der Studenten absolut falsche Kennzeichen des „Störers der Vorlesung“ angaben. Die Maske erkannten von 22 Studenten nur vier wieder, die anderen alle konnten sich für eine bestimmte Maske nicht entscheiden. So konnten also unter durchaus exceptionellen und für die Zeugen der Szene unvergesslichen Umständen ein Individuum und ein Gegenstand nur von einer kleinen Minderheit derer, die sie gesehen hatten, wiedererkannt werden. Das interessante Experiment gibt uns einen klaren Begriff von dem Wert unserer Beobachtungsgabe und zeigt, wie vorsichtig man die kategorischen Behauptungen, die bei gerichtlichen Konfrontationen aufgestellt zu werden pflegen, abwägen muß.

Eine Frau als Bräutigam. Eine eigenartige, zunächst kaum glaubliche Betrugsgeschichte beschäftigte dieser Tage die Berliner Gerichte. Salome Lejeune, eine 24jährige Französin, wurde im Jahre 1902 mit einer 19jährigen Schweizerin, namens Lina Baulh, bekannt und bald deren intimste Freundin. Auf diese Weise erfuhr sie auch, daß Lina gern heiraten wolle. Unter dem Namen eines überhaupt nicht existierenden „Dr. Krause aus Strassburg“ knüpfte die Lejeune mit ihrer Freundin eine Korrespondenz an, die zur Verlobung führte, bei der als Bräutigam Salome in Männerkleidern erschien. Vier Jahre währte die Verlobung, und der Bräutigam wußte sich in den Besitz fast des ganzen Vermögens des betrogenen Mädchens zu setzen. Da schloß dessen Bruder Verdacht, er unternahm Schritte bei der Polizei, und der weibliche Bräutigam wurde zu 1 Monat Gefängnis, den Kosten und Ausweisung verurteilt.

Die „bogene Dame“. Kürzlich bemerkte ein Schuhmann bei der Eisenbahnstation von West Croydon (London) eine sehr

fashionabel angezogene Dame, deren auffälliges Benehmen ihn veranlaßte, an sie heranzutreten und sie zu ermahnen, sich zu entfernen. Die Dame antwortete mit rauher Stimme, wobei sie sich einer nichts weniger als salonfähigen Sprache bediente. Der Schuhmann drohte ihr mit der Verhaftung und erhielt als Antwort einen Faustschlag ins Gesicht; er versuchte dann die Dame zu fassen, die ihn aber alsbald mit einem anderen Schläge zu Boden streckte. Andere Schutzleute kamen herbeigeeilt und versuchten, sich der Dame zu verschern, die aber alle Versuche, höchst erfolgreich abwehrte und sich durch den Beifallsjubel einer rasch zusammengeströmten Menschenmenge in ihrem Widerstand ermutigt sah. Zwei Polizisten wurden mit blutenden Köpfen und verischwollenen Augen außer Gefecht gesetzt, und es mußten sieben Schutzleute in Aktion treten, um die Dame endlich zu überwältigen und nach der Polizeiwache zu bringen. In dem Kampfe hatte sie ihr Haupthaar, eine schöne goldhaarige Perücke, verloren, und auch ihr Seidenkleid war in Stücke gerissen worden, wobei es sich herausstellte, daß man es nicht mit einem Mitglied des zarten Geschlechtes, sondern mit einem herkulisch gebauten Mann zu tun hatte. Es war ein Matrose, der von seinem Kriegsschiff auf einige Tage beurlaubt, nach London gekommen war, um sich zu amüsieren, wozu er jetzt bei dreimonatiger Zwangshaft ausreichend Zeit finden wird.

Moderne Verlobte Möbel

kaufen keine Einrichtung ohne vorher das große Muster-Hauptausstellungs-
haus der **Darmstädter Möbelfabrik**, Heidelbergerstraße, welches als
Scheidebürgerlichkeit 1. Ranges und bedeutendstes Haus seiner Art bekannt
ist, besichtigt zu haben. Man verlange Preisliste mit Abbildungen.
(Perspektiv-Aufnahmen von kompl. Zimmern.) 979/101

Tel. **Conrad H. Schiffer**,
3046. Hofphotograph, jetzt Taunusstr. 24.

Dr. med. Assmann, praktischer Arzt
(Spez.: homöopath. Therapie).
Spezialbehandlung von Keuchhusten.

Fischtorplatz 13. MAINZ, Fischtorplatz 13.
Sprechstunden: An Wochentagen von 10–12 Uhr, 2½–4 Uhr.
An Sonntagen von 9–11 Uhr. 998

Haut- u. Geschlechtsleiden,
Blasen- u. Nierentränke, Schwächezustände, Nervosität,
Ausschläge, offene alte Wundgeschwüre, selbst hartnäckige
Häute, behandelt diskret **H. Florack**, Mainz, Alleeplatz 2,
Ecke Ringstr., nahe Bahnhof. 2445

Möbel- u. Bettenverkauf.

Große Auswahl. — Billige Preise. — Teilzahlung.
Eigene Tapezierwerkstätte.
H. Leicher Wwe., Adelheidsstraße 46.
2376

Jadentleider-Stoffe!
Gute Qualitäten, Meter Mk. 2.25.

Saison-Ausverkauf!

Grenadines!
Schwarze
Meter Mk. 1.50.

Kleiderstoffe, Seidenstoffe, Wachstoffe, Blusenstoffe etc.

sind zu außerordentlich billigen Preisen ausgelegt.

Wollmouffelines!
Meter Mk. 0.85 anf.

J. Herk, Langgasse 20.

Seiden u. Zephyr!
Meter Mk. 0.50 anf.



Ne. 144.

Sonntag, den 24. Juni 1906.

21. Jahrgang

Senta Wolfsburg.

Roman von Elisabeth Bardiart.

Fortschbung.

Nachdruck verboten.

Seit jenem Tage, als Senta zum erstenmale ins Pastorhaus ging und dabei durch das Dorf kam, hieß diese allgemein „unfere Komteß.“ Sie hatte allen so lieb und freundlich zugeblickt und hatte dabei so schön ausgesehen, daß allen das Herz aufgegangen war. Hochmut und Stolz kannte die nicht — die war ganz anders als die ehemalige Komteß Karla, jetzige Gräfin Arenberg, einst gewesen war. Diese hatte es für unter ihrer Würde gehalten, einen freundlichen Gruß, ein leutseliges Wort mit einem der Niedrigstehenden zu wechseln, geschweige denn eine harte, schwierige Arbeitshand zu drücken, was Komteß Senta oft ohne jede Scheu und Skrupel tat.

„Nur als sie einmal an der Seite der stolzen, hochmütigen Dame, der Schloßdame, gegangen war und wieder freundlich gedenkt und begrüßt hatte, war sie von dieser zur Rede gestellt worden; ganz deutlich hatten es einige gehört, und nachher war es von Mund zu Mund gegangen: „Für eine Komteß Wolfsburg schickt sich solche Vertraulichkeit mit dem Volke nicht.“

Aber „unfere Komteß“ lehrte sich gottlob Blignienig daran. Meistens kam sie nach dem Pastorhause allein, ohne Begleitung ihrer hochmütigen Gesellschafterin. Jedenfalls war die ehrbare Pastorfamilie der Dame zu einfach.

Ein wenig besangen betrat Senta an ihres Oheims Seite die Kirche und den Herrenstuhl. Aller Augen richteten sich verstohlen auf sie.

Sie tauschte einen leichten Gruß, der nur in den Augen lag, mit Ruth und deren Mutter, die vornan neben dem Altar saßen, aus. Dann begann der Gottesdienst.

Senta sah über ihr Gesangbuch hinweg nach der Sakristei-tür. Sie öffnete sich, und Pastor Johannes trat heran.

Er trug den Kopf ein wenig nach vorn geneigt, aber Senta bemerkte trotzdem, wie blaß sein Gesicht war.

Langsam schritt er die Altarstufen hinauf.

Als er sich umwandte, um die Liturgie zu lesen, streifte sein Blick den Herrenstuhl. Es war, als wenn ein freudiges Erschrecken über seine Büge glitt, den Bruchteil einer Sekunde lang, darauf wurden sie wieder ernst und glatt.

Die Liturgie ging vorüber ohne jedwede Störung. Nur ein leises Beben in des jungen Pastors Stimme verriet eine innere Erregung, die die Wichtigkeit und Bedeutung dieses Tages für ihn ja begreiflich erscheinen ließ.

Als er jedoch nach Beendigung des Gesanges auf der Kanzel stand, schien alle Baggheit in ihm gewichen zu sein.

Aus seinen Augen leuchtete ein Strahl heiliger Begeisterung, und die Worte, die über seine Lippen kamen, zündeten wie ein Feuer in den Herzen der Zuhörer. Andächtig, fast atemlos lauschten alle.

Nach Senta hielt den Atem an. Pastor Johannes, der vorhin während der Liturgie verstohlen ihr Antlitz gestreift hatte, ließ jetzt zuweilen seinen Blick voll und ohne Scheu Sekundenlang auf ihr ruhen.

Senta fühlte diesen Blick jedesmal und errötete heiß darunter. Sie vergaß die Umgebung und meinte allein mit ihm

im Pastorgarten zu stehen; sie meinte, daß seine Worte direkt an sie gerichtet wären, obgleich sie durchaus nichts Persönliches, geschweige denn irgend eine Andeutung, die Bezug auf sie haben konnte, enthielten.

Er sprach von den Pflichten der Menschen im allgemeinen und im einzelnen; er sprach von ihren Plänen, Zielen und Hoffnungen und wie alles menschliche Trachten nur Stückwerk sei, wenn es der Liebe entbehre; denn die Liebe ist das Größte von allem.

Mit heißen Wangen, offenen Augen und Ohren lauschte sie und beachtete es nicht, daß ihr Oheim sie zuweilen seltsam forschend ansah.

Längst hatte der junge Pastor die Kanzel verlassen, längst brausten die Orgelklänge durch den Raum. Da fuhr sie aus ihren Träumen empor. Der Onkel neben ihr war aufgestanden und wartete bereits auf sie. Hastig erhob sie sich und schritt an seiner Seite durch den Mittelgang der Tür zu.

Alles machte Platz und ließ den Herrschaften den Vortritt.

Erst als der Graf mit seiner Nichte im Wagen saß und davon gefahren war, traten sie zu Gruppen zusammen und diskutierten eifrig über die Probepredigt des jungen Pastors Degenhart. Es gab eigentlich nur ein einstimmiges Urteil: So hatte noch keiner zu ihnen gesprochen — das ging einem am Herz und Nieren, das packte das tiefste Innere und rüttelte einen wach aus dem Geistes Schlaf.

„Der kann etwas — der hat etwas gelernt“, sagten die einen und: „Der ist ein frommer Mann, ein echter Jünger des Herrn“, die andern.

Das Ereignis dieser Probepredigt war für die Dorfbewohner etwas Wichtiges, und als solches wurde das Thema zur Genüge erörtert und besprochen.

Unterdes fuhren Senta und Graf Wolfsburg dem Schlosse zu. Der Graf hatte sich in die Polster zurückgelehnt. Er schien im Gegensatz zu der Hinfahrt merkwürdig ernst, beinahe verstimmt zu sein. Ob ihm die Predigt Johannes Degenharts entgegen seiner Vorhersage nicht gefallen hatte? Das schien Senta fast unmöglich. Sie unterdrückte jedoch die Frage danach, die ihr schon auf der Junge brannte. Vielleicht war es ihm unlieb, sich darüber zu äußern.

Ob es wohl ratsam war, ihm jetzt von ihren Besuchen bei Tante Sabine zu berichten? Die Gelegenheit, ihn allein zu sprechen, fand sich vielleicht später nicht mehr, und sie suchte schon seit gestern nach einer solchen.

Sie blickte sich unschlüssig um. Überall lag tiefer Gottesfriede und Sonntagsruhe auf den Feldern und Wiesen, an denen sie vorüberfuhren.

„Onkel Maximilian!“

Er wandte sich ihr zu.

„Du wünschst?“ sagte er kühl.

Ihr war es, als wenn etwas Kaltes über ihr Herz lief.

„Ich — ich habe dir etwas mitzuteilen —“

„Was — ist es?“

Die kalte Ruhe in seinen Zügen wich plötzlich einer eigen-
thümlichen Spannung.

„Gräulein von Rupert wird dir erzählt haben, daß ich in
letzter Zeit öfters — für Stunden verschwand, ohne das Ziel
meiner Gänge zu nennen.“

„Allerdings — nun — und —?“

„Ich — besuchte — Tante Sabine.“

„Tante Sabine?“ fragte er so erstaunt und verblüfft, als
habe sie ihm erzählt, sie sei auf dem Mond gewesen.

„Ja“, erwiderte sie, „und ich hielt diese Besuche geheim, ein-
mal, weil Tante Sabine es wünschte, und dann — weil —
weil du mir noch niemals gesagt hast, daß es überhaupt eine
Tante Sabine auf der Wolfzburg gäbe.“

„Ah so — ich verstehe“, sagte der Graf aufatmend. „Mein
Kind, das Verschweigen dieser Hausgenossin war unbeabsichtigt
von mir, das heißt, ich bin nicht auf den Gedanken gekommen,
sie mit dir bekannt zu machen. Es mag dich wohl verwundern,
doch will ich es dir gern erklären: Tante Sabine selbst war es,
die es sich verbat. Sie wollte nicht wissen, wer auf der Wolfz-
burg ein- und ausging, wollte von keinem Besucher erwähnt,
noch von einem solchen beeheligt werden. Sie liebt neue Be-
kanntschaften nicht. Zu der Zeit, als meine Frau noch lebte —
es war das erstemal, daß er zu Senta von seiner Frau
sprach — „und wo wir sehr viel Besuch empfingen, war dieser
Wunsch auch durchaus gerechtfertigt. Tante Sabine wollte da-
von verschont bleiben, und das war ihr nicht zu verdenken.
Jetzt freilich läge die Sache ja anders, doch die Macht der jah-
relangen Gewohnheit ist eine starke, auch hat Tante Sabine mir
gegenüber nie geäußert, daß sie es jetzt anders zu halten wün-
schte. Alle vier Wochen besuche ich sie und sehe, ob es ihr an nichts
gebricht — das ist alles. Seit wann und wo hast du ihre Be-
kanntschaft gemacht?“

Senta wurde rot, denn sie dachte daran, daß sie Tante Sa-
binens Bekanntschaft mit Robert zusammen gemacht hatte. Und
Roberts Anwesenheit in Wolfzburg hatte sie damals verschwie-
gen. So gab es doch noch ein Geheimnis, das sie drückte.

„Ich traf sie im Walde, außerhalb des Parkes, wo sie wie
ein Geist aus einem dunklen Spalt der Erde entstieg“, antwor-
tete sie.

„Und dich erschreckte.“ Er lachte.

„Allerdings zuerst wohl. Geschichten von herumspukenden
Ahnfrauen kamen mir im ersten Augenblick in Erinnerung. Es
klärte sich aber alles auf.“

„Sie war natürlich wie immer ihren unterirdischen Gang
gekommen. Dadurch hat sie schon manchen erschreckt. Sie ist
sonst ein harmloses Wesen, und nur ihre Menschensehe treibt
sie zu solchen ungewöhnlichen Maßnahmen. Die letztere wur-
zelt in einer traurigen Vergangenheit. — Hat sie dir von ihrer
Jugend erzählt?“

„Ja.“

Maximilian zog die Augenbrauen zusammen.

„Ihr Geist soll zuweilen ganz getrübt gewesen sein. Sie
weiß augenscheinlich heute nicht mehr ganz genau, was sich vor
nahezu fünfundsiebzig Jahren zugetragen hat, aber sie lebt in
dieser Vergangenheit, in ihrem Haß und Groll. Ich bin bisher
immer gut mit ihr ausgekommen, obgleich sie auch in mir den
Nachkömmling ihrer einstigen Widersacher sieht. — Ein kin-
discher Haß, ein kindischer Groll ist es — doch wer wird mit
einer Dame von fünfundsiebzig Jahren rechten wollen! —
Für ein junges Mädchen mögen ihre romantischen, altmodischen
Ideen allerdings nicht gerade von gutem Einfluß sein.“ —

„Ich habe Tante Sabine lieb gewonnen und sie mich“, rief
Senta erschrocken dazwischen.

„Fürchte nichts — es liegt mir ferne, dir diese Besuche zu
unterlagen“, beschwichtigte er, „nur möchte ich dich davor war-
nen, ihre romantischen Ideen auf die Wirklichkeit zu übertragen
— sie passen für die heutige Zeit nicht mehr.“

Senta schwieg; sie wußte wohl, was der Oheim damit sagen
wollte, und das erweckte wieder die alten auflehnenden Gefühle
in ihr.

Der Wagen hielt mit kurzem Ruck vor der Freitreppe.

Graf Wolfzburg half seiner Nichte beim Aussteigen und
ging mit ihr bis zum Vestibül.

Hier reichte er ihr die Hand.

„Ich besuchte heute Tante Sabine — willst du mich beglei-
ten?“

Da leuchtete es in ihren Augen auf. „Ja — gern!“

„So halte dich in einer Stunde bereit — auf Wiedersehen.“

Eine Stunde später stieg Senta mit ihrem Oheim zu dem
Turm der alten Wolfzburgerin hinauf.

An diesem etwa halbstündigen Besuch hatte sie später nur
eine unklare Erinnerung. Sie wußte nicht mehr zu beschreiben,
was sie so anheimelnd und traut berührt hatte, als sie auf
dem altmodischen Sofa neben Tante Sabine saß und deren

runzliche Hand in der ihrigen hielt — als der Oheim an der
anderen Seite des Tisches, ihnen gegenüber Platz genommen und
mit seiner ruhigen, festen Stimme zu ihnen beiden gesprochen
hatte. Sie wußte nur, daß sie sich in jenem Augenblick kindisch
wohl gefühlt hatte.

Am Nachmittage war Johannes Degenhart auf der Wolfz-
burg beim Grafen gewesen. Senta hatte ihn über den Schloß-
hof kommen sehen. Jedenfalls war er vom Grafen befohlen
worden; dann mußte die Angelegenheit also günstig für ihn ver-
laufen sein. Es drängte sie, ihm ein gutes Wort zu geben, und
so eilte sie hinunter in den Park und wartete auf dem Wege,
der vom Schloß nach dem Dorfe führte, und den er kommen
mußte.

Und er kam, leichten, frohen Schrittes.

Senta erkannte daran das Ergebnis der Unterredung.

Sie trat ihm entgegen und hielt ihm die Hand hin.

„Ich erwartete Sie hier, Herr Pastor — ich wollte Sie be-
glückwünschen“, sagte sie offen und einfach.

Er fuhr freudig erschreckt zusammen. „Komtesse, — der
erste Glückwunsch kommt mir von Ihnen.“

„Und ihm folgen hoffentlich noch viele nach“, antwortete sie.
„Wie werden Ihre Eltern und Ruth sich freuen!“

„Ja, sie ersehnten es längst, und ich“ — er hielt noch immer
ihre Hand — „ich“ —

„Sie sind auch ganz zufrieden mit Ihrer neuen Würde als
Hilfsprediger von Wolfzburg, gelt?“

„Freilich — freilich.“

„So wären Sie am Ziel Ihrer Wünsche — Sie sind ei-
gentlich zu beneiden, Herr Pastor.“

„O — meinen Sie wirklich?“ Er sah sie eigentümlich for-
schend an. „Ist das eine Ziel erreicht, so steht uns ein neues
vor Augen. Das ist nun einmal der Lauf der Welt. Und es ist
gut so; denn aufhören zu streben, heißt aufhören zu leben.“

„Ja, ja“, machte Senta sinnend und ließ ihre Hand aus der
seinen gleiten. Sie dachte an ihre eigenen Wünsche. „Die
Ihrigen werden Sie mit Sehnsucht erwarten, Herr Pastor,
denn will ich Sie nicht länger aufhalten“ — sagte sie schnell.
„Bitte, bestellen Sie meinen Gruß und — adieu.“

„Adieu.“

Sie eilte fort, und Pastor Johannes ging langsam und in
Gedanken versunken seinem Heim zu.

Wieder verging eine Spanne Zeit. Man war mitten im
Rosenmonat.

Senta hatte das düstere schwarze Kleid abgelegt und trug
ein weißes, das ihre knospende Schönheit vorteilhaft hervorhob.

Sie hatte sich zu dieser Aenderung vielleicht durch eine
Aeußerung ihres Oheims bestimmen lassen. Dieser hatte sie an
einem besonders schwülen Tage so nebenher gefragt, ob ihr das
schwarze Kleid nicht zu heiß und schwer jetzt während der Som-
merzeit sei. Der Vater wäre ja bereits dreiviertel Jahre tot,
und das äußere Gewand mache nicht die Trauer, die lebe im
Herzen fort.

Daraufhin hatte Senta ihre weißen Kleider, darin der
Vater sie so gern gesehen hatte, hervorgeholt. Doch ach, sie
waren alle zu kurz und eng geworden! War sie denn in dem
einen Jahre so gewachsen? Sie besah sich prüfend im Spiegel.
In der Tat! Sie kam sich mit einemale wie ausgewechselt vor.
Was sich da vor ihr im Spiegel zeigte, das war kein unfertiger
Bacchisch mehr, das war eine erwachsene junge Dame. Der
schöne, goldblonde Kopf war ja schon seit geramer Zeit aufge-
steckt worden, aber auch sonst verrieten die weichen, vollen und
doch jugendlich schlanken Formen den Fortschritt der Natur. Ge-
wachsen war sie auch noch. Dazu blickte sie ein blühendes, schö-
nes Gesicht mit großen, dunklen Augen und von einem Kranz
blonder, gelockter Haare umgeben an.

Keine Enkeltochter ist wohl ganz blind gegen ihre eigenen
Reize. Auch Senta empfand das Wohlwende ihres Spiegel-
bildes, ohne sich jedoch ihrer Schönheit voll bewußt zu sein und
ohne sich übermäßig lang damit aufzuhalten. Nur, daß die
weißen Kleider nicht mehr passen wollten, machte ihr einigen
Kummer.

Sie lief zu Brigitte und teilte dieser allen Freundin ihre
Sorgen mit.

„Liebling, ich will sehen, was sich daran ändern läßt“, er-
widerte die Alte und untersuchte die Kleider genau. Dann aber
schüttelte sie traurig den Kopf. „Es ist nichts mehr zu machen.
Herz, du bist mächtig herausgewachsen.“

Senta bedauerte den Umstand und verließ ihre Bacchisch-
kleider seufzend in dem Schrank. Nachher vergaß sie diesen
Kummer wieder. An einem der nächsten Tage wurde ihr jedoch
eine Ueberraschung.

(Fortsetzung folgt.)



Walter Scotts Nachfolger. Sir Walter Scott war kein guter Schüler; oft saß er auf der letzten Bank seiner Klasse. Als er nun ein berühmter Dichter geworden war, besuchte er eines Tages seine alte Schule, um den Schauplatz seiner früheren Leiden wiederzusehen. Der Lehrer wollte einen guten Eindruck auf den Dichter machen und prüfte die Schüler in seiner Gegenwart, um ihm zu zeigen, wie weit sie schon gekommen wären. Nach einiger Zeit fragte Scott: „Aber wer ist denn der Dummkopf in der Klasse? Sie müssen doch einen haben. Zeigen Sie ihn mir!“ Der Lehrer rief einen armen kleinen Jungen auf, der ganz wehleidig und eingeschüchtert zu dem berühmten Besucher kam. „Du bist also der Dummkopf?“ fragte Scott. „Ja“, lautete die Antwort. „Gut, mein Sohn, hier hast du eine halbe Krone, — weil du meinen Platz so schön warm hältst.“

Das Meer der Postbeamten. Einer Statistik über das Personal der Post-, Telegraphen- und Telephonbeamten in den verschiedenen Ländern des Weltpostvereins ist zu entnehmen, daß Deutschland die größte Zahl von Angestellten in den genannten Verkehrszweigen beschäftigt. Deutschland besitzt 242 000 männliche und weibliche Postangestellte, in zweiter Linie kommen mit 239 000 Angestellten die Vereinigten Staaten. Dann folgen England mit 184 000, Frankreich mit 81 600, Oesterreich-Ungarn mit 69 000, Rußland und Japan mit je 57 000 Angestellten.

Aus einem modernen japanischen Roman. Franz Fund-Brentano plaudert im „Gaulois“ über einen unlängst erschienenen japanischen Roman Nami-Co. Ein japanischer Diener, der ihn während einer Vortragsreise durch die Vereinigten Staaten begleitete, händigte ihm das Buch ein und machte ihn besonders darauf aufmerksam, daß das Buch eine sehr getreue Sittenschilderung gäbe. Der Autor, Kenjira Tokutomi, erklärt in der Vorrede zu seinem „realistischen Roman“ ausdrücklich, daß er sich an europäischen Vorbildern, an Viktor Hugo, Tolstoi und Zola, geschult habe. Der Roman erzählt von einem japanischen Offizier. Dieser ist mit einer jungen Frau verheiratet, die er anbetet; während der Offizier aber im Kriege gegen China kämpft, läßt seine Mutter in seiner Abwesenheit, ohne ihn überhaupt zu fragen, ihn von seiner Frau scheiden, nur weil sie körperlich sehr zart ist. Der junge Mann verzweifelt bei seiner Mitleid, die junge Frau stirbt vor Kummer, aber gegen den mütterlichen Willen ist nichts zu machen. Die beiden jungen Gatten sehen sich einmal wieder, als zwei Bäume sich kreuzen, und dabei winkten sie sich einen Gruß mit dem Taschentuch zu. Als die junge Frau gestorben ist, weint der Offizier auf ihrem Grabe. Das ist alles, was ihm die Sitten des Landes für die reine, treue, liebende und ergebene Frau zu tun gestatten, die der Wille seiner Mutter von der Familie fortgerissen hat. „Du denkst nur an Nami (so heißt die junge Frau) und nicht an das Haus Kawashina (der Name der Familie des Offiziers)“, sagte seine Mutter zu ihm. Diese Geschichte wird aus dem Jahre 1903 erzählt. . . Der japanische Roman Nami-Co ist voller entzückender Einzelheiten. Man muß beim Lesen dieses Buches unwillkürlich an japanische Malereien denken. Man sieht die Personen sich nur wie in chinesischen Schattenspielen bewegen, die vom Licht der Sonne auf einen Schirm geworfen werden. Überall blühende Kirschen und Mandelbäume, man trinkt die ganze Zeit Tee, die Frauen sitzen plaudernd auf Matten auf der Erde. In den dramatischsten Augenblicken geht ruhig eine Kaze durch das Zimmer, und ihre Unbekümmertheit scheint das Interesse des Lesers zu steigern. Die Schilderung ist unendlich fein. Die Liebenben gehen in den Wald und pflücken Farnkräuter. Kleine Vögel singen in allen Ecken. Es gibt keine Seite des Buches, auf der nicht ein kleiner Vogel singt. Die von den Japanern im Kriege gegen China errungenen Siege werden dagegen in tragischen Ausdrücken geschildert, und in den Herzen der Männer streiten die Leidenschaften in einem herzerregenden Konflikt.

Ein heiteres Aubroquo erzählt die „Psychiatrische Neurologische Wochenschrift“: In einer Riesengebirgsbaude treffen an einem Winterabend acht Touristen ein und lassen sich ermüdet an einem Tische nieder, nachdem sie am Büfett erfahren haben, daß das vorausbestellte Nachtquartier bereit sei. An einem andern Tische sitzt eine weinfröhliche, lärmende Gesellschaft, von deren „tätigen“ Leistungen die vielen geleerten Flaschen Kunde geben. Am Tisch neben dem der acht Touristen sitzen zwei Herren und zwei Damen, die mit großem Interesse der überlauten Unterhaltung der zechenden Gesellschaft folgen und bisweilen sich gegenseitig verständnisvolle Blicke zuwerfen oder etwas zuflüstern. Die acht Touristen verzehren still ihr Abendbrot, während die Leute vor den Weinflaschen immer lebendiger werden. Einer der Touristen fragt einen der Herren am Nachbartisch, wer die lustige Gesellschaft wohl sei. Der biegt sich eifrig zu ihm herüber und erzählt mit verhaltener Stimme: „Die sitzen schon zwei Stunden da und trinken Flasche auf Flasche. Ich habe am Büfett gefragt, es sind Patienten von der berühmten A.'schen Irrenanstalt in J. Aber Sie brauchen keine Angst zu haben, sie sind ungefährlich, es ist ein Arzt dabei. Sehen Sie, der mit dem großen Schnurrbart, der am wenigsten spricht. Aber der muß viel vertragen können, er muß mit allen trinken, damit keiner meint, es wäre etwas in dem Wein drin. Sie übernachten hier, und der Arzt läßt sie absichtlich so viel trinken; sie werden davon zuerst ein bißchen aufgereggt, aber nachher schlafen sie die ganze Nacht durch wie die Säcke. O, es ist sehr interessant, ihnen zuzuhören, was sie für merkwürdige Ideen haben.“ Worauf der Fragende lächelnd erwidert: „Ich danke Ihnen für die freundliche Auskunft, aber sie stimmt nicht ganz. Die Gäste aus der A.'schen Anstalt, die sich angemeldet haben, sind wir, und der Arzt bin ich. . .“ Große Verblüffung. Die Zechgenossen aber waren die Mitglieder des Gastwirtvereins einer schlesischen Mittelstadt.

Dolce far niente. Mit den Söhnen Italiens ist die Lebensart „Dolce far niente“ für uns Deutsche bisher immer eng verwaachsen gewesen, und wenn wir die klangvollen Worte hören, sehen wir herumlungern, schwarzgelockte, malerische Gestalten auf den Trümmern antiker, römischer Herrlichkeit die warme Sonne genießen, denken an faule Dummheit, die sich dem edlen Müßiggang widmen und es in dem schönen Sport zur Virtuosität bringen. Das geflügelte Wort wird am liebsten mit Italien in Zusammenhang gebracht. Der Grund für seine Beliebtheit ist wohl in einer sprachpsychologisch bekannten Tatsache zu suchen: der Vorliebe aller Sprachdilettanten, in bekannten, geläufigen und vielgehörten Redensarten zu schwelgen; und weil man die Weisheit von „inertia dulcedo“, die in vielgestaltiger Form in der Philosophie aller Länder wiederkehrt, immer auf Italienisch hört, hat man sich eben daran gewöhnt, sie auf die Italiener anzuwenden. Ein Vertreter dieses Volkes hat kürzlich dagegen in sehr feiner Weise und bei guter Gelegenheit Widerspruch erhoben. Es ist der 78jährige Senator Pasquale Villari, der florentinische Geschichtsschreiber, der an den Bauleiter des Simplontunnels zur Durchstichfeier folgenden Glückwunsch schickte: „An Perza Ingenieur Karl Brandau, an die italienischen Arbeiter am Simplon, an das Volk des „süßen Nichtstuns“ (dolce far niente), das die Arbeiten ausführt, die den andern so hart und mühsam sind. Gruß und Glückwunsch.“ Damit hat Villari neben einer lachenden Wahrheit auch eine ernste gesagt, er hat die italienischen Arbeiter, die muratori und minatori genannt, die Handwerker des Simplons, die fast alle aus Italien stammen. Im übrigen wenden wir das Dolce far niente, nicht immer auf müßiggängerische Italiener selbst an, sondern vielmehr auf das schöne Land, das die Leute aus allen Nationen, wenn sie dort zu Gast sind, zum dolce far niente einlädt.

erschöpfende Auskunft.

„Ein hübsches Haus da drüben. Können Sie mir vielleicht sagen, was es für ein Gebäude ist?“ fragte der fremde Reisende einen Mann, der neben ihm an einen Laternenpfahl gelehnt stand.

Der Mann gab keine Antwort, sondern begann mit der rechten Hand in der Tasche seines Ueberziehers zu suchen. Nach einiger Zeit brachte er eine kleine Schiefertafel zum Vorschein. Er steckte das eine Ende der Tafel zwischen seine Lippen und fischte mit den beiden Händen in den verschiedenen Taschen seines Rockes und seiner Beinkleider nach einem Schieferstift. Es dauerte ungefähr zwei Minuten, bis er ihn gefunden hatte, obgleich dem fremden Reisenden die Zeit viel länger vorkam. Dann nahm der Mann den Schieferstift in die rechte und die Schiefertafel in die linke Hand, schrieb etwas auf die Tafel und überreichte sie dem Fremden. Dieser nahm die Tafel und las, was der Mann geschrieben hatte. Es lautete:

„Ich bin t.-st. Schreiben Sie mir auf diese Tafel, was Sie mir zu sagen wünschen.“

Der Fremde schrieb auf die Tafel:

„Ich vermute, t.-st. soll heißen taubstumm. Das tut mir sehr leid für Sie, lieber Mann, wirklich sehr leid. Ich wünschte von Ihnen zu wissen, was das da drüben für ein Gebäude ist?“

„Wo da drüben?“ schrieb der Mann auf die Tafel.

„Nun, da drüben, auf der andern Seite der Straße. Sehen Sie nicht das große Haus, das ich meine?“

„Das Gebäude mit der Sandsteinsassade?“

„Ganz recht.“

„Mit den beiden Marmorsäulen?“

„Ja wohl.“

„Das eine, wo gerade die Haustüre gestrichen wird?“

„Ja, das Haus meine ich. Was ist das für ein Gebäude?“ schrieb der Fremde auf die Schiefertafel und beglückwünschte sich im stillen, daß er es fertig gebracht hatte, dem Taubstummen seine Wünsche verständlich zu machen.

Inzwischen waren die beiden Seiten der Schiefertafel vollgeschrieben worden, so daß kein weiterer Platz blieb, wo der Taubstumme seine Antwort hätte niederschreiben können. Er beneigte deshalb die eine Seite und wischte mit seinem rotzarierten Taschentuche das Geschriebene aus. Dann nahm er den Schieferstift und schrieb seine Antwort auf und überreichte dem Fremden die Schiefertafel.

Dieser nahm die Tafel mit einer dankenden Verbeugung und las:

„Ich weiß es auch nicht.“

Kalkoff.

Humor.

Liebe und Gläubiger. Reiche Erbin: „Ich bedaure sehr, aber ich bin nicht imstande, Ihren Heiratsantrag anzunehmen, Herr Baron. Lassen Sie sich das nicht zu sehr zu Herzen gehen. Sie werden mich bald vergessen haben.“

Werber: „O ja, ich werde Sie bald genug vergessen. Aber zum Henker! Was soll ich meinen Gläubigern sagen?“

„Verzittin und Liebe. „Weiß!“ rief er mit ersterbender Stimme, „du hast mein Herz gebrochen!“

Sie legte ihr Ohr an seine Männerbrust.

„Nein,“ sagte sie ruhig, nachdem sie aufmerksam gehört hatte, „ich finde nicht das geringste Symptom einer Herzverletzung. Der Herzschlag ist zwar etwas träge, das hängt aber wahrscheinlich mit Ihrem starken Zigarettenrauchen zusammen.“

Der junge Mann hat geschworen, daß er sich nie wieder in ein Mädchen verlieben wird, das Medizin studiert.

Zu viel verlangt. Millionärs-Tochter: „Papa hat erklärt, wir dürfen nicht eher heiraten, als bis du in der Lage wirst, mich yndesgemäß zu erhalten.“

Anbeter: „Wo, Himmels willen! Wünscht er denn, daß seine einzige Tochter als alte Jungfer stirbt?“

Rätsel und Aufgaben.

Wortspiel.

Es sind 18 Wörter zu suchen, von der unter A angegebenen Bedeutung. Aus jedem dieser Wörter bilde man, durch Umstellung der Buchstaben, ein neues Wort von der unter B angegebenen Bedeutung. Die Anfangsbuchstaben der Wörter unter B nennen, richtig geordnet, einen berühmten Violinspieler.

A.

Schriftsteller
Bestandteil einer Zeichnung
Püttigkeit
Pflanze
Heiliges Tier
Phantastiegebilde
Schriftsteller
Sunda-Insel
Weibliches Wesen
Land in Afrika
Stadt in Polen
Bezeichnung für Wald
Ort in Rheinland

B.

Stadt in Belgien
— Mitglied einer Religionsgesellschaft
— Land in Europa
— Dichter
— Stadt in Italien
— Französischer Feldherr
— Körperteil
— Oper von Weber
— Stadt in Holland
— Teil des Körpers
— Dichter
— Nebenfluß der Oder
— Ehrenzeichen

Verwandlung.

Wie verwandelt man durch 9 Zwischenstufen Krater, in Lava und durch ebenfalls 9 Zwischenstufen Sonne in Sterne.

Jedes nachfolgende Wort soll die zweite Silbe des vorhergehenden Wortes zur Anfangsilbe haben.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Sonntags-Nummer.

Kombinations-Aufgabe.

Rothenburg
Odenkirchen
Santander
Erdbeere
Neuseeland
Mandschurei
Oratorium
Nagasaki
Taglione
Albertine
Graubenz

Rosenmontag. (D. E. Harleben).

Buchstaben-Ergänzung.

Brack
Arno
Norm
Niebu
Wanne
Inseln
Rand
Delphi
Darre
Gros
Niese
Reim
Engel
Tunika
Termin
Glend
Reise

Wann wird der Retter kommen diesem Lande.

(Schiller.)

Rebus.

Der brave Mann denkt an sich selbst zuerst.